

Der Heimgekehrte.

Von Otto P.
Nicht vor, nur rückwärts schneift mein
Blid.
Im Zimmer hat nicht vieles sich veran-
dert;

Die goldene Uhr.

Eine Schiffsgefahr von Martin An-
derson.
Eine gute halbe Meile westlich von
Pompeji, draußen am Strande, liegt die
Hafenstadt Torre Annunziata.

Während eines mehrmonatigen
Aufenthalts in Pompeji — es ist
jetzt einige Jahre her — wanderte ich
fast jeden Nachmittag gegen Abend
nach Torre Annunziata hinab, um
die Sonne über dem Wasser unter-
gehen zu sehen und einen Schimmer
von dem lebhaften Treiben zu erhas-
chen.

Eines Abends, als ich hier unten
war, hörte ich drüben auf der anderen
Hafenseite jemand ein Lied in mei-
ner Muttersprache singen — ein
einfaches Volkslied, das ich seit meiner
Kindheit nicht gehört hatte.

Der Rest des Textes war nicht zu
verstehen; er ging unter in dem fran-
zösischen Schiffsjargon.

Ich schlenkerte dem Laute nach
und kam auf die nördliche Mole hin-
aus. Ganz draußen lag eine Eisen-
brigg, die vom Bollwerk fortgezogen
war; sie war schwer beladen und
wartete offenbar bloß auf Wind,
um in See zu stechen.

Die Frau des Schiffers war in den
Zurückgebliebenen, als ich sie sah,
wachte ich, daß sie auf einer der klei-
nen Inseln südlich von Nizza zu Hause
war — dort, wo die richtige „Seemanns-
beute“ abzuheben wird, das
Weib, das so mild und sanft ist und

doch mit dem Ganzen fertig wird,
das Boot lenkt und ein Haus baut,
Etruskien in Ordnung bringt und
Prioren von Aktien versteht — und
bei alledem ihre Grübchen und ihr
anmutiges Wesen behält.

Ganz jung hatten sie geheiratet,
wie man es tun soll, wenn man et-
was von — einander haben will.

Am nächsten Tage regnete es, und
alles war in fürchterlichen Morast
verwandelt.

„Auf die Art freuzten wir vor-
wärts, und eines Sommers, als ich
nach Hause kam, hatte sie uns tat-
sächlich ein neues Haus gebaut —
ohne daß ich etwas davon ahnte.

„Sie lächelte, als sie mit ihm an-
stieß, hatte aber Tränen in den Augen.

„Jetzt ist Nummer 2 — ein Mäd-
del also — untergebracht, und nun
haben wir gedacht, wir sollten die
Fahrten aus unserer Jugend wieder
aufnehmen.“

„Ja, da haben Sie recht. Ein
wenig haben wir ja gesehen in den
zwei Wochen, die wir hier liegen;
aber wenn ein Seemann ans Land
geht, dann ist das so ähnlich, wie
wenn man Hais fängt.

„Sie sind nicht in Neapel gewe-
sen?“ fragte ich. „Das ist doch eine
Stadt, die einen Besuch verdient;
und es dauert mit dem Zug nur eine
halbe Stunde.“

Bei dieser Frage brach die Frau
des Schiffers in ausgelassenes La-
chen aus. Sie nahm die Hand ihres
Mannes, wie um die Wirkung abzu-
wehren, hielt erschrocken inne, sah ihn
an — und lachte wieder. „Das klare
Wasser stand ihr in den Augen; man
müßte lachen, wenn man sie nur
ansah.“

er sich frei. Die beiden rangen eine
Weile miteinander, dann zwang er
sie neben sich auf die Knie und hielt
ihre Hände fest. Sie war flammend-
rot und sah sehr hübsch aus mit ih-
rem aufgelösten Haar; die Augen
brannten ihm streitbar entgegen.

„Gewiß sind wir in Neapel gewe-
sen,“ begann der Schiffer etwas atem-
los, „obendrein drei Tage und Näch-
te. Dies ist ja unser erster Hafen
gewesen, seitdem meine Frau bei mir
an Bord ist. Da wir so wie so auf die
Labung warten mußten und der
Steuermann ein zuverlässiger Bür-
sche ist, beschloßen wir — dies ver-
rückte Menschlein hier und ich —
eine kleine Hochzeitsreise daraus zu
machen.“

„Das war ein schönes Pflänzchen,“
sagte ich. Mutter mußte nicht ein-
mal, warum es sich handelte, so
schnell hatte sich der Vorgang abge-
spielt.

„Als wir in unser Privathotel zu-
rückkamen und die Treppe hinaufstei-
gen wollten, gafften uns aus dem
Halbdunkel zwei schwarze Augen ent-
gegen — und wieder war's der Affe.
Ohne weiteres schlug er den Mantel
beiseite und präsentierte uns seinen
Kastan — diesmal mehr offenkundig.“

„Daß er ein Spitzbube war, hätte
er mir nicht erst zu erzählen brau-
chen; ich hatte ihn gleich für nichts
anderes angesehen. Ich liebe es nicht,
diesen schwarzen, in Mantel eingehül-
lten Banditen auf einem Treppenhil-
f zu begegnen, und hier gerade-
weg die Treppe hinauf; doch die
Frauen haben keine Angst, wenn es
sich um Puh und Schmutz handelt.“

„Es ist eigentlich unglaublich frech
von ihm, und so etwas anzubieten,“
sagte meine Frau aus dem Wege zu
unserm Zimmer. „Er verdient, daß
man ihn anzeigt.“

„Rümmern wir uns lieber nur um
uns, und lassen wir die Finger davo-
n,“ war meine Antwort.
„Natürlich. ... aber so ein Kerl
ist nichts anderes wert. Und nun rennt
er mit dem prachtvollen Perlenhal-
sband herum! Es würde gerade der
Anneliese passen!“

„Du meinst wohl eher: Dir selbst?“
sagte ich scherzend. Denn es gelangt
ja nicht alles bis zu unserm Stadt-
auch nicht.
„Ja, es würde auch wunderbar schön
an meinem Hals passen,“ erwiderte
sie mir ganz led.

„Aber da wurde ich ein bißchen är-
gerlich; denn ich hatte mir selber mein
ganzes Leben lang nichts gegönnt
und mich stets mit einer ganz alten
Lederkappe vor, daß sie fortwährend
nur von dem Goldband sprach und
die Uhr gar nicht erwähnte. Und
ich's nicht lächerlich; zwei so gute
Freunde wie wir, waren uns beinahe
in die Haare geraten wegen dieser
Diebstahls, die wir um alles in
der Welt nicht hätten besitzen mögen,

wenn es darauf angekommen wäre.
Dann frühstückten wir, aber die
gute Laune wollte sich nicht wieder
einfinden; und plötzlich siehe ich, wie
das große Kind dastand und ganz still
vor sich hinweinte. Wir Seelente
lieben vor allem das Wasser, das un-
term Kiel unseres Fahrzeuges fließt;
und ich beile mich, sie wieder mun-
ter zu kriegen. „Ich will Dir bloß
sagen, daß Du mir unrecht tust,“
meint sie dann, als ich schließlich das
Ved verstopft habe. Und sehen Sie,
dann erzählt sie mir das Allerliebste,
was ich je gehört habe. Da haben
sie und die Kinder für eine goldene
Uhr, die ich kriegen sollte, gespart
und gespart — zweimal Sommer;
und jedesmal, wenn sie die Summe be-
nach beifammen hatten, war irgend
etwas dazwischen gekommen, und das
Geld war verbraucht worden. Das
eine Mal war ich selber schuld, weil
ich Havarie erlitten hatte und an
Mutter schreiben mußte, sie solle mir
Bargeld schicken. —

„Ich bin ein großer Schlingel,
mein Mädchen, da hast Du meine
Hand darauf!“ sage ich. „Aber willst
Du mir trotzdem einen Kuß geben,
so werd' ich's Dir nie vergessen.“ So
sagte ich zu ihr, und wir saßen uns
unter und spazierten hin, um uns das
Nationalmuseum ein wenig anzuse-
hen, das Sie ja auch wohl kennen.
Koum waren wir auf der Straße,
als uns der Bandit wieder auf den
Fersen war. Er lief, bis er neben
uns war, hielt uns seine Schmuck-
gegenstände vor die Augen und
eilte dann weiter, als ob niemand
uns nebeneinander sehen dürfe. So
trieb er es eine ganze Zeit lang. Die
Sache ging mir denn doch über den
Spaß, und ich rannte zweimal gegen
ihn, so daß er in den Rinnelein ge-
drängt wurde — um ihm auf anstän-
dige Art zu verstehen zu geben, daß
er seiner Wege gehen solle. Jedes-
mal, wenn ich ihn gestoßen hatte,
nahm er den Hut ab und bat mich
nett um Verzeihung. Meine Frau
amüsierte sich nicht schlecht, aber ich
wurde mit der Zeit müde.

„Zum Henker, sollte man denn so
einen Bengel wirklich nicht abschül-
teln können!“ sagte ich und rief einen
Wagen an; als wir aber eingestiegen
waren, kletterte der Bursche ganz ge-
mütlich zum Kutscher auf den Bod.
„Es ist mein Bruder,“ erklärte
uns der Kutscher. „Er will bloß
nach dem Museum fahren, um die
En oder herumzuführen.“ Alles
Protestieren half nichts. Das Ge-
findel hängt ja wie die Ketten zu-
sammen. Der Schlingel selber sagte
nichts, sondern machte nur ein höf-
liches Gesicht; und als wir ein Ende
gefahren waren, schob er den Kasten
gubertommen zu uns auf das Wa-
genkissen herab und begann seine
Rektion von vorn, als ob er und wir
vorher nie etwas miteinander zu tun
gehabt hätten.

„Ich habe meinerzeit viel mit Ita-
lienern zu tun gehabt; gönig werden
hat gar keinen Zweck, denn machen
sie sich bloß über einen lustig. Man
muß ganz gelassen bleiben. Aber
amüsiert war's ja nicht, in einer of-
fenen Droßfelle durch die Stadt zu
fahren und dabei einen Kasten mit
Diebstehute mit im Wagen zu ha-
ben. Und die Augen bei sich zu be-
halten, war auch nicht leicht. „Nimm
die Sudlöcher in acht, Mutter!“
warnte ich, denn ich merkte ja an
mir selber, daß es nicht gefund war,
den Staat zu betrachten. Sie könn-
ten mich mitten durchgreifen und mich
mit den verfluchten Enden wieder zu-
sammennähen, wenn nicht überall in
der Luft vor mir goldene Uhren her-
umbaumelten, wohin ich auch die Augen
drehen mochte.

„Ich war eigentlich auf ein letztes
Renkontre beim Museum gefaßt ge-
wesen, aber der Bursche öffnete uns
die Bagentür und half uns beim
Aussteigen, ohne einen neuen Versuch
zu machen, mit uns honkelsteig zu
werden. Er hielt seinen Arm aus-
gestreckt, so daß meine Frau sich
darauf stützen konnte, als sie aus
dem Wagen stieg; und das war sehr
tätig von ihm, denn seine Hände
waren ja nicht gerade sauber. Und
dann zog er den Hut und bedankte
sich vielmals für die Fahrt. „Da
haben wir ihn trotz alledem abblin-
gen lassen,“ sagte ich, während wir die
große Steintreppe hinaufstiegen. Und
wir waren uns darin einig: was
man auch sonst von ihm sagen konn-
te, Lebensart hatte er!

Es wurde nicht viel aus der Kunst-
betrachtung da drinnen. Man ver-
steht ja so wie so wenig davon, und
an dem Tag war es ganz verkehrt.
„Ich glaube, der Kerl hat mir den
Kopf verdreht,“ sagte ich. „Wir war
zu Mut, als hätte ich in der Nacht
meine Roje voller Rositas gehabt
und deshalb nicht schlafen können;
jedesmal, wenn in der Nähe jemand
eine Uhr hervorzog, mußte ich hin-
überschauen, um zu sehen, ob es eine
goldene sei. Und heututage sind
ja fast alle ausländischen Uhren von
Gold. Ich wurde geradezu schläfrig
von dem Umhergehen; und wir be-
schloßen, nach Hause zu fahren.“

„Aber brauchen wir uns wohlhaf-
tig die Traufel wieder in Empfang
— wie ein guter alter Freund. Man
hätte glauben sollen, daß der Kerl
Gedanken lesen konnte, denn er
berichtigte jetzt auf alles übrige und
verlegte sich einzig und allein auf die

Uhr. Ein feines Werk war es, dop-
peitaplig, vierzehn Karat. ... Stemp-
el und alles war in Ordnung.
„Fünzig Francs!“ — „Scher Dich
fort!“ rief ich und wiederholte es in
einem fort, denn ich merkte, daß die
Sache brenzlich wurde. Und so oft
ich mein „Scher Dich fort!“ brüllte,
ging er prompt um zehn Francs her-
unter. Zuletzt war er bei zwanzig
angelangt.

„Sehen Sie, ich bin nicht tugend-
hafter, als die Leute meistens sind;
aber darum läßt man sich ja doch
nicht auf einen Handel um Diebes-
beute ein. Und sie mögen mich in
Leer tauchen und mich ansteden, wenn
ich begreife, wie ich daamls auf die
verkehrte Seite geraten bin. Aber
da stand ich nun wirklich mit der
Uhr in der Hand; und als ich mich
umsehen wollte, war der Spitzbube
verschwinden.“

„Nun bist Du billig zu einer gol-
denen Uhr gekommen, Vater!“ sagte
Madam dort, ganz vergnügt. Und
glauben Sie, daß Sie auch nur mit
den Wimpern zuckte? Aber das ist
das, was ich sagen will: wenn das
Herz und dergleichen mitspielt, so sind
die Frauen besser als wir. ... aber
in der Moral? Was meint Du,
Mutter?“

Seine Frau lächelte bloß. Sie
hatte während der ganzen Erzählung
das Kinn in der Hand geküßt,
schweigend und hielt ihren warmen
Blick unverwandt auf seinen Mund ge-
richtet, als bereite ihr das ganze
Erlebnis von neuem Genuß.
„Ich war sehr ärgerlich, verstehen
Sie. In jeder Zeit wurde der
Baron vielleicht gar noch verhaftet,
und dann wurden wir als Gelehrer in
die Geschichte verwickelt. „Ich glau-
be, ich werfe die Uhr in eine Kloake,“
sagte ich.

„Nein, laß mich sie lieber verwa-
ren,“ antwortete mir meine Frau und
streckte sie auf die Brust. „Eine Da-
me wird man nicht untersuchen.“

„Da irrst Du Dich wohl, Mäd-
chen, wenn ich die Italiener richtig
kenne,“ sage ich. „Und wenn sie zu-
zubringlich zu Dir werden, dann sieh
ich für nichts ein.“

„Im Grunde sind diese Gewissens-
bisse ja was Wunderliches — und
eine abschließliche Krankheit, mit der
man behaftet ist. So oft jemand
hinter mir war, zuckte ich zusammen,
und dann stieß meine Frau regelmä-
ßig einen Schrei aus. Sie war sich
allmählich über die Situation klar
geworden.“

„Als wir nach Hause kamen und
die Tür verschlossen hatten, verzog
sich der Schreden ein wenig. Wir
holten die Uhr hervor, und sie war
wirklich prachtvoll. Es ist ja immer
das reine Fests, Gold in der Hand
zu halten. Von der Körperwärme
war sie ein bißchen angelauten, und
Mutter suchte ein Stück Fell heraus,
um sie zu putzen. Alles andere hin-
terlasse Schrammen, behauptete sie.
Dann verwehrte sie sie wieder auf
der Brust, und wir gingen hinunter
und aben zu Abend. „Leg sie doch
lieber unten in den Koffer,“ sagte
ich; aber sie meinte, edle Metalle
müßten ebenso wie Perlen eigentlich
auf dem bloßen Körper getragen wer-
den; das Gold fühlte sich ganz leben-
dig und warm an auf der Haut, er-
stärkte sie. Sie wollte Gold von je-
dem andern Metall unterscheiden,
wenn sie es auf dem Körper trüge.“

Am Abend blieben wir zu Hause
und bastelten mit der Uhr, ließen sie
schlagen und was der Spielereien
mehr waren. „Einerlei,“ sagte ich
schließlich, „es war schlecht von uns
Mutter!“

„Ja, meinte sie, „das war es.
Aber wir wollen uns damit trösten,
daß sonst ein anderer die Uhr ge-
kauft hätte.“

„Und hoffentlich ist der arme Zu-
weller versichert gewesen. Uebrigens
ist es doch sonderbar, daß in der
Zeitung seine Silbe von dem Einbruch
gehandelt hat. Aber morgen früh
gehen wir jedenfalls auf die Schule
zurück.“

Des Morgens ist man ja nächster-
n, und ich hatte die größte Lust, die
Uhr bei der Polizei abzuliefern —
wenn ich die Sache von der einen
Seite ansah. Aber wie sollte man
seinen eigenen Anteil an der Ge-
schichte begründen? Wir rollten also
zum Bahnhof. Und wen, was glau-
ben Sie wohl, haben wir unter den
Reisenden herumschnüffelt? „Er ist
also noch nicht festgenommen,“ sagte
ich, und schleunigst fliegen wir aus
unserer Droßfelle aus; aber sobald
der Bursche mich erblickte, ergreif er
das Hufspanier.

Als wir an Bord waren, ver-
schwand Mutter unten in der Ka-
binette. Ich wachte wohl, warum sie
es so eilig hatte, mußte aber erst al-
lerhand in Augenschein nehmen. Wir
hatten angefangen zu laden, und der
Steuermann hatte das Ganze groß-
artig geordnet. Aber da kam Ma-
dam auf einmal auf die Kajütentrep-
pe und gab mir ein Zeichen. „Ich
weiß nicht, was das mit meiner
Dauer ist,“ sagte sie ganz unglücklich,
„aber die Uhr ist fast schwarz.“ Sie
hatte ihre Puffhosen hervorgeholt.

„Das wird schon wieder verflie-
gen,“ meinte ich; aber vielleicht wäre
es klug, es einmal mit Puffpöde zu
verleihen.“

Mutter rief und pugte denn nun
auch nach Kräften, während ich in

der Kajüte umgering und mich wie-
der einmal so recht zu Hause fühlte.
Aber plötzlich hörte ich einen un-
berlichen Laut, und als ich mich um-
drehte, da lag sie meiner Seel' über'm
Tisch und pumpte Wasser' raus.
„Was ist denn nun los, Mäd-
chen?“ fragte ich und richtete sie ein
wenig auf.

„Ach, die Uhr, die Uhr!“ wieder-
holte sie in einem fort und sah mich
an mit den traurigsten Augen von
der Welt, aus denen das Wasser nur
so herabfloß.

„Ich betrachtete mit nun also die
Uhr und war nahe daran, laut her-
auszuplätzen, denn Mutter hatte in
aller Gemütsruhe mit ihrem Puff-
lappen das Gold abgewischt, und
nun glänzte überall das rote Eisen-
blech durch. „Du hättest mir keinen
größeren Dienst erweisen können,“
sagte ich und küßte sie mitten auf ihr
unglückliches Gesicht. „Nun bin ich
wenigstens kein Gelehrer mehr.“ Da
lächelte sie ja ein wenig.

„Das ist nun schon die dritte gol-
dene Uhr,“ sagte sie und lachte ganz
wehmütig, „aber die beiden anderen
waren echt.“

„Hier können Sie übrigens den
Plunder sehen; er kostet 2½ Francs
in den Randschläden. Es ist also
ein ganz gutes Geschäft. Aber was
geben Sie mir für die Frechheit? —
— Na, es ist am besten, wenn Mut-
ter sie wiederbekommt; sie kann sie
auf dem Herzen nicht lange entbeh-
ren. Es ist nicht so einfach, wenn
man erst einmal Geschmack am Golde
gefunden hat!“

Bei diesen Worten blinzelte er sei-
ner Frau nedlich zu.
Und sie erwiderte glücklich lächelnd
seinen Blick.

Wesensboten.
Elisabeth Christine von Braun-
schweig, Gemahlin Friedrichs des
Großen, war ebenso stolz auf den
Ruhm ihres eigenen Hauses, wie auf
den ihres Gemahls. Als ihr ein
Offizier die Tapferkeit ihres Helms
während des Rheinfeldzuges
rühmte, unterbrach sie ihn ärgertlich:
„Dummer Kerl! Brav gewesen! Alle
Prinzen von Braunschweig sind brav
gewesen, mein Neveu nicht aus der
Art geschlagen. Ich auch eine Prin-
zessin von Braunschweig.“ — Der Va-
ter der Königin, Herzog Ferdinand
Albrecht II. von Braunschweig-Be-
vern, lebte in der beständigen Be-
fürchtung, lebendig begraben zu wer-
den. Er reiste deshalb immer mit
einem Sarge herum, in welchem ein
Fenster und eine Lufttröhre ange-
bracht waren. In den Sarg wurde
ein Schlüssel gelegt, mit dem er von
innen aufgeschlossen werden konnte.

Herzog Ferdinand von Braun-
schweig (1721—1792) hatte eine sehr
mildtätige Hand, aber da großtrah-
lerisches Wesen ihm durchaus zuwider
war, so übte er die Wohlthätigkeit am
liebsten im Verborgenen. Als er
eines Sonntags in Hamburg die
Kirche besuchte und den Kirchendiener
mit seinem Klingelbeutel kommen
hörte, legte er einen Gulden vor sich
hin, den er hineinwerfen wollte. Ein
junger Kaufmann, der neben ihm saß
und ihn nicht kannte, legte ein Gold-
stück vor sich hin, um zu zeigen, daß
er mehr geben könne als sein Nach-
bar. Nun holte der Herzog aus seiner
Börse ebenfalls ein Goldstück her-
vor und legte es an die Stelle des
Guldens. Der Kaufmann legte dann
zwei Goldstücke hin, und so über-
boten sich beide, bis jeder zwölf Gold-
stücke vor sich zu liegen hatte. Als
der Kirchendiener mit dem Klingel-
beutel kam, steckte der Kaufmann sei-
ne zwölf Goldstücke hinein, der Her-
zog aber die seinigen wieder in die
Tasche und warf nur den Gulden in
den Klingelbeutel.

Unter den von Rudolph Eckart ge-
sammelten und herausgegebenen
Wesensboten wird man der folgen-
den, die die Ehelosigkeit des letzten
Herzogs von Braunschweig zum
Gegegenstand hat, wohl einen der ersten
Preise zuerkennen dürfen. Die Be-
wohner der Hauptstadt Braunschweig
wünschten dringend, daß der Land-
herr sich vermähle, und sahen deshalb
mit Besorgnis, wie Jahr auf Jahr
verstrich, ohne daß an eine Erfüllung
des Wunsches gedacht wurde. Sie
entschloßen deshalb, in einer unter-
tänigen Petition ihrem Herzen Luft
zu machen. Drei der angelegentlich-
sten Bürger wurden mit der Uebersetzung
beauftragt. Der Herzog empfing sie
sehr gnädig und versprach, die Ant-
wort baldigst zu geben. Kaum eine
Stunde war verlossen, seit die De-
putation den Brief verlassen hatte,
als an den Sitzjeden der Stadt
große Zettel angeschlagen wurden, auf
denen zu lesen war: „Herzogliches
Dochter. Auf Allerhöchsten Be-
fehl heute Abend: Ich bleibe ledig.“
Lustspiel von G. Töpfer.

Die langen Haufen.
Der bekannte Violinist Wladislaw
Iwanow erzählt, daß er einmal als Frei-
williger Hofe spielte. Er trat
Schubert's „Kreuzerformate“ vor, die
wunderbar sehr lang und eindringlich
klingen. In einer von vielen
Pausen beugte sich eine alte Dame zu
dem kleinen Spieler, klopfte ihm auf
die Schulter und sagte: „Reiner, tie-
fer doch lieber etwas, was du ordent-
lich kannst!“